

Wo liegt Mantakistan?

Düstere Zukunft für die deutsche Minderheit in der Slowakei



Eine Handvoll Aktiver ist übrig geblieben – die jungen Leute gehen längst andere Wege. Die deutsche Minderheit in der Slowakei schaut auf eine bewegte Geschichte und eine reiche Handwerkstradition zurück. Zum Beispiel Metzenseifen – in der Kleinstadt leben noch gut 500 Angehörige der so genannten Karpatendeutschen: „Wir sprechen hier Mantakisch, nicht Deutsch.“

Von Georg Christoph Heilingsetzer

Ein Ortsschild, die Landstraße überquert Schienen, auf denen seit langem kein Zug mehr fährt. Abgehauste Fabriken, vor sich hin rostende Industrie. Dann ein paar heruntergekommene Wohnblöcke und schließlich die Kirche, davor ein richtiger Platz. Das langgezogene Straßendorf beginnt, so wie im Schulbuch, wie im österreichischen Burgenland oder im Weinviertel, wo man durch eines nach dem anderen rollt, jedes noch lebloser als das letzte. Dieser, nur scheinbar ebenso langweilige Ort allerdings liegt viel weiter im Osten, im Hinterland von Europa, im Hinterhof unserer Vorstellung davon, am Rand der Slowakei.

Die Landstraße wird nun zur langen Dorfstraße, zur „Štóska“, die am frühen Abend bereits einen schläfrigen Eindruck macht. Es ist heute nicht gerade viel los in Medzev, auch wenn sich bei manchem Haus ein Vorhang wie von selbst zur Seite schiebt, hier und da jemand verstohlen, wohl neugierig hinter den Gardinen hervorspäht. Eine Bewohnerin öffnet sogar das Fenster, ruft von weitem, und es dauert eine Weile, bis sie sich damit abfindet, dass man ihre Sprache nicht versteht.

Dann, endlich, ein Krämerladen, ein Schild, „Mix Böhm“ steht drauf, jetzt geht es los, hoffentlich. Auffällig laut „Grüß Gott“ sagen, wie man es von klein auf lernt, dann wird das Eis schnell brechen, und die Verkäuferin, sicherlich Frau Böhm, sich freuen, als wäre man der Papst. Eine kleine Enttäuschung dräut, die Geschäftsfrau hat schlechterdings keine Lust, sich selbst auch noch nebst dem einmaligen Sortiment, der Mischung aus Lebensmitteln und Eisenwaren, als Deutsche nämlich zu verkaufen, und so endet der liebevoller Versuch mit einem traurigen „Dovideňia“.

So schnell verrät hier nichts, dass dieser Ort weiland eine blühende deutsche Stadt im ehemaligen „Oberungarn“ war. Die hieß damals noch Metzenseifen und bestand aus den Ortsteilen Unter- und Obermetzenseifen sowie der kleinen Bergleutesiedlung Lucia, die alle später zu Medzev zusammengeschlossen wurden, seit 1999 aber wieder eigenständig verwaltet werden. Erstmals im Jahr 1359 urkundlich als villa mechenseuph erwähnt, war Metzenseifen am Oberlauf des Flüsschens Bodva (Bodva), zwischen Stoß (Štós) und Jooß (Jasov) gelegen, das Zentrum eines florierenden Bergbaugebietes in der unteren Zips (Spiš).

Die Geschichte der Deutschen in der Slowakei währt nun knapp achthundert Jahre lang, besonders nach dem Mongolensturm von 1241 hatte der ungarische König Bela IV. seine Boten nach Deutschland ausgesandt, um bayerische, schwäbische, fränkische und flämische Siedler anzuwerben.

Und sie waren gekommen, um zu bleiben. Übrig geblieben sind nach den Weltkriegen und der Wende allerdings nicht viele: Der Anteil der Nachfahren dieser Kolonisten beträgt nach der letzten Volkszählung aus dem Jahr 2001, bei der sich fünftausendvierhundertsechs Personen zur deutschen Nationalität bekannten, heute noch etwa ein Tausendstel. Sie nennen sich selbst „Karpatendeutsche“, mit einem irreführenden Begriff, der vom damaligen Czernowitzer Universitätsprofessor Raimund Friedrich Kaindl (1866-1930) um die vorletzte Jahrhundertwende geprägt worden war, um die Deutschen in den österreichischen

Kronländern des Karpatenraums zusammenzufassen.

Die Bezeichnung ist deshalb nicht ganz eindeutig, weil sie einerseits eine Homogenität der im Lauf der Zeit aus unterschiedlichen Gebieten Deutschlands, der Schweiz und der Habsburgermonarchie eingewanderten Leute suggeriert und andererseits heute der geologischen Definition der Karpaten, die in einem Bogen von der slowakischen Hauptstadt Bratislava bis nach Serbien reichen, zuwiderläuft.

Die Vergangenheit der deutschen Siedler in Metzenseifen steht mit jener des Bergbaus und der Verarbeitung der geförderten Eisenerze eng in Verbindung. Der Namensbestandteil „Seifen“, der ursprünglich ein Tal mit einem fließenden Bach meinte und später in die Bergmannsprache einging, deutet an, dass das rauschende Wasser in diesem, von sanft ansteigenden Hügeln in einer Kessellage des slowakischen Erzgebirges gelegenen Ort seit alters von Bedeutung war, „Metzen“ könnte übrigens als Koseform vom Namen Mechthild abgeleitet sein.

Ein Einwanderer namens Elias Tegnagel, der wohl Kenntnisse über die Konstruktion von Wasserbauten mitgebracht hatte, erhielt im Jahr 1371 vom Grundherrn, dem Propst des Prämonstratenserklusters in Jooß, das Jahrhunderte später vom bekannten Wiener Architekten Franz Anton Pilgram (1699-1761) zu einer schönen Barockanlage ausgebaut werden sollte, die Erlaubnis für den Bau von Hammerschmieden. Fünf Jahre später waren drei Hammerwerke fertiggestellt, die Hochblüte der Schmiedezunft, die immer wieder Höhen und Tiefen erlebte, fand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts statt, als 109 Hammerschmieden mit 198 Essen, das sind Feuerstellen, in Betrieb waren, wodurch rund fünfhundert Personen, Schmiedemeister und ihre Gesellen, Köhler und Fuhrwerker, Arbeit hatten.

Metzenseifen hatte sogar den „Weltprimat“ inne, verzeichnete es doch die weltweit höchste Konzentration an Hammerschmieden. Das Angebot wurde durchaus nach den Bedürfnissen des Marktes erstellt: Wiewohl man an sich auf die Herstellung von landwirtschaftlichem Gerät wie Schaufeln, Hauen, Spaten, Krampen oder Beile spezialisiert war, produzierte man etwa für die Hussiten, die die Region längere Zeit besetzt hielten, Speere.

Die Bezeichnungen der im Vergleich zu Schaufeln flacheren Hauen, wie Mistelbacher, Teschner, Hermannstädter, Czernowitzer, Ödenburger oder Bistritzer, um nur einige der dutzenden Varianten zu nennen, deuten den Verbreitungsgrad der Metzenseifner Schmiedewaren in der österreichisch-ungarischen Monarchie an. Eng im Zusammenhang mit der Schmiedezunft steht die Geschichte der Kolonisten im Bodwatal: Die Hammerwerke, jeweils an den ältesten Sohn

vererbt, konnten jahrhundertlang im Besitz der deutschen Einwanderer gehalten werden.

Die Schmiedezunft erlebte ein ständiges Auf und Ab, man durfte keine Entwicklung verschlafen, die Gesetze des Marktes waren nämlich immer unerbittlich. Hatte man einmal das Nachsehen, brach große Armut aus. Besonders prekär wurde die Lage gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als die Industrialisierung einsetzte und sich die wirtschaftliche Lage dramatisch verschlechterte. Zwischen 1873 und 1914 wanderten mindestens 1.500 Metzenseifner aus, manche in andere Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie, viele aber in das gelobte Land, nach Amerika.

Die meisten von ihnen ließen sich in Cleveland, Ohio, nieder, wo sie etwa beim ebenfalls aus Metzenseifen ausgewanderten Holzunternehmer und Finanzier Theodor Kundtz (1852-1937) anheuerteten, andere gingen nach Pittsburgh im Quäkerstaat Pennsylvania. In diesen Regionen leben neben den Nachfahren der Metzenseifner viele Einwanderer mit Wurzeln auf dem Gebiet der heutigen Slowakei. Bei der letzten Volkszählung im Jahr 2001 hatten etwa in Pennsylvania über 240.000 Menschen eine slowakische Herkunft angegeben.

Die dritte und vierte Generation der Metzenseifner Auswanderer hat offensichtlich ein großes Bedürfnis, die Familiengeschichte zu erfahren. Die Jungen, die sich gern als „Metzis“ bezeichnen, nutzen auch die Möglichkeit der globalen Vernetzung, um zu erkennen, dass die Welt klein ist. Auf dem „Metzenseifen Message Board“ schreibt etwa ein gewisser Laurel Stroempl an einen Guy J. Gaspar: „Yes, we are related! Your grandmother Agnes (Stark) Gaspar was the sister of my grandmother Theresa (Stark) Stroempl. I believe this makes us second cousins.“ Heutzutage ist alles ganz einfach.

Von der Untermetzenseifner Dorfstraße zweigt eine Straße ab, die hinauf in das kleinere Obermetzenseifen führt. Bald kommt man zu neu errichteten Wohnblöcken, wo Kinder ausgelassen miteinander spielen. Zwei betagte Männer, die auf der alten Bank wie unzertrennlich wirken, beobachten das Treiben auf dem Spielplatz und scheinen sich über die alten Zeiten zu unterhalten, worauf einige Wörter schließen lassen: dazumal, mein Vater, der Krieg. Ein paar Wörter klingen vertraut, doch dem Gespräch der beiden vermag man nicht zu folgen, es ist ähnlich wie mit dem Holländischen. „Haben Sie wirklich etwas verstanden?“ fragt einer der Herren beinahe bestürzt, als hätte man eine Geheimsprache entschlüsselt. „Wir sprechen hier Mantakisch, nicht Deutsch“, ergänzt sein Nachbar pathetisch.

Sie seien Mantaken, behaupten die beiden Gefährten selbstbewusst, als wäre es die größte Selbstverständlichkeit auf Erden, aus einer Mundart seine Identität zu schöpfen, etwas Opa-

kes, das den Anderen fortan zum Fremden macht. Das Mantakische, das in Metzenseifen am reinsten erhalten geblieben sei, dürfe man keinesfalls mit anderen Mundarten wie dem Hopgartnerischen oder dem Potokischen, verwechseln, die andernorts, in der oberen Zips nämlich, gesprochen würden.

Die Legende, wie man zu dieser Bezeichnung kam, wird in Metzenseifen gern erzählt, allerdings nicht als solche, sondern als unzweifelhafte Wahrheit: Als die Hammerwerke in den Wintermonaten zum Erliegen kamen, begaben sich die alten Schmiede mit ihren Söhnen auf die Landmärkte Ungarns, um dort ihre Waren feilzubieten. Durch den ständigen ohrenbetäubenden Lärm der Hammerschläge hatten die Alten ihr Gehör nahezu gänzlich verloren, und so sollen sie, wenn sie beim Handeln etwas nicht verstanden, jene Frage gestellt haben, der sie ihren Namen verdanken wollen: „Bos maant a?“

Für die ungarischen Kunden seien die Schmiede dann bald die „Mantak“ gewesen, und diese hätten sich die Fremdbezeichnung schließlich zu Eigen gemacht. Die von den Mantaken stets launig dargebrachte Geschichte wird felsenfest geglaubt, auch wenn das ungarische „mondtak“, gleichbedeutend mit „sie sagten“, genauso gut als Erklärung für die Bezeichnung gelten könnte, wie die Ableitung von der möglichen Selbstbezeichnung der Bergleute als „Montanaken“.

Stolz sind sie auf ihre mittelalterliche Mundart, die sie, abgeschottet von allen Einflüssen und Moden der Sprache in ihrer archaischen Form erhalten konnten. Ins Mantakische haben freilich einige Wörter aus dem Slowakischen, mehr aber noch aus dem Ungarischen, Eingang gefunden. Besonders Dinge, die neu eingeführt wurden, für die man keinen deutschen Begriff kannte, wie etwa für den Kürbis, den man mit den Ungarn als „Tök“ bezeichnet.

Einem aus Untermetzenseifen stammenden Pfarrer, Peter Gallus (1868-1927), lag viel daran, diese Mundart, die er durch den infolge des Ausgleichs zwischen Österreich und Ungarn von 1867 um 1900 immer stärker werdenden Druck der Magyarisierung bedroht sah, zu erhalten. Seine Verse, die von einer besonderen gefühlsmäßigen Bindung zu seiner Heimat zeugen, von der er durch seine Arbeit in der Fremde nur körperlich getrennt war, fasste er in dieser Mundart ab. In seinem Gedicht „Bien Mantaakn“, also „Wir Mantaken“, kommt eine gewisse Idealisierung der eigenen Sprache, die seit alters unverändert geblieben sei, aber auch eine Trotzhaltung und Ermunterung, das Erbe zu bewahren zum Ausdruck. Dort heißt es ab der dritten Strophe:

„De Groossvätta hom onsa Sprooch/gescheppt noch aus uralten Pronn/ond ons als Eabtaal metgebrought/ond hom ka Boat faloan davon./Dos Eabtaal hom bien hochgeschätzt,/ duech viele

hundat Joa/ond hom ka Boat dazugesetzt:/De Sprooches izt abi se boa!/Non schäm ba rons nüscht/ Stolz soll ba sein!/Solln se ons ach täältn, bea froogt danoch?/Bien red-n necht „schee“ ond ach net „fein“...bien red-n de alte deutsche Sprooch!“

Auf dem örtlichen Friedhof, der ein Bruchteil des virtuellen Gräberhains aller Auswanderer ist, findet man deutsche, ungarische und slowakische Grabinschriften; deutsche Vornamen verbinden sich mit ungarischen Familiennamen und umgekehrt, auf den Grabmälern ist der Ungarn-Patriotismus der Mantaken als steinerne Erinnerung eingemeißelt. Häufig sind die schön klingenden Namen Gedeon oder Orient, ebenso wie Eiben, Schmotzer oder Stark. Auf den Grabsteinen fehlt bisweilen nur noch das genaue Sterbejahr der Frau, der Witwe also, 20 steht schon prophetisch da. Der eine oder andere Friedhofsgänger gießt am Grab die Blumen, rupft Unkraut oder spricht ein kurzes Gebet. Derweil turnen Romakinder auf den Grabplatten, ein Mädchen versucht die Inschriften an den Gräbern zu entziffern, tut sich jedoch schwer mit den komplizierten Namen.

Die Karpatendeutschen bildeten durch die Tradition des Bergbaus und ihrer Hammerwerke im Bodwatal, vor allem in Untermetzenseifen bis in die dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zwar die Mehrheit, dennoch war es stets ein Zusammenleben mit Slowaken und Ungarn. Nach 1945 wurden dann viele Metzenseifner nach Sibirien verschleppt, andere konnten sich in den umliegenden Wäldern verstecken und so der Abschiebung entgehen, manche kehrten später aus der Gefangenschaft wieder zurück. Heute leben in Medzev, das rund 3.700 Einwohner zählt, jedenfalls noch immer fünfhundertzwanzig Deutschstämmige – oder andersrum Menschen, die sich zur deutschen Nationalität bekennen, worauf vor der „Sanften Revolution“ im Jahr 1991 häufig verzichtet wurde, zumal es sich im „Krypto-deutschtum“ etwas besser lebte.

Als es mit den noch immer rund fünfzig Hammerwerken schließlich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, nachdem die erste Fabrik eröffnet worden war, in der man billigere Pressware herstellte, den Bach hinunter ging, war es auch um die alte Kulturtradition nicht mehr gut bestellt: Jetzt landete man endgültig auf dem Abstellgleis der deutschen Geschichte.

Die Alten versuchen – zumindest für sich selbst – die mantakischen Traditionen hochzuhalten, von der Jugend werden indes die Bräuche und die Sprache immer weniger gepflegt, sodass schon alles schwimmt. „Wir sind hier schon eine gemischte Ware“, sagt einer der Alten, einer aus dem Clan der Gedeons, mit trockenem Humor. Er spreche auch Slowakisch und so viel Ungarisch, dass man ihn nicht verschaukeln könne, die „Magyaronen“ seien schließlich Schlitzohren.

Just in Metzenseifen wurde im Herbst 1990 der „Karpatendeutsche Verein in der Slowakei“ gegründet. Nach historischen Gebieten gliedert sich der Verein, der lokal in Ortsgruppen organisiert ist, in fünf Regionen auf, von denen eine das Bodwatal und seine Umgebung umfasst. Die anderen vier Regionen sind die Gegend um Pressburg, das Hauerland um Kremnitz und Deutsch Proben, die Unterzips und die Oberzips. Der Verein vertritt die Interessen jener Bürger, die sich zu dieser Minderheit bekennen, kämpft gegen ihre Diskriminierung, versucht die Geschichte, Kultur und Sprache durch verschiedene Aktivitäten, vor allem auch durch die Abhaltung von Sprachkursen, hochzuhalten. Seit 1992 erscheint in Poprad, dem alten Deutschendorf, monatlich mit dem Karpatenblatt eine eigene Zeitung. In Stuttgart kommt ebenfalls ein Monatsblatt heraus, die Karpatenpost, die von der dort ansässigen „Karpatendeutschen Landsmannschaft“ herausgegeben wird.

Die Ortsgruppe des „Karpatendeutschen Vereins“ in Metzenseifen verfügt sogar über eine eigene Immobilie, das „Haus der Begegnung“. Darin ist eine kleine Bibliothek untergebracht, können Veranstaltungen abgehalten und Feste gefeiert werden. Walter Bistika, Vorstandsmitglied in der Ortsgruppe und kenntnisreicher Ortschronist, führt interessierte Besucher durch das Haus. Es ist ihm ein Bedürfnis, die Geschichte und Identität der Mantaken von ihren Anfängen bis in die Gegenwart nachvollziehbar zu machen. Man merkt, dass er die gute Seele dieser Kultur ist, die zu einer Minna der Provinz verkommen und schon fast verloren ist.

Sieben Stunden Deutschunterricht in der Grundschule, die nun auch wieder „Deutsche Grundschule“ heiße, hätte man zwar durchsetzen können, die Qualität des Unterrichts, der durch slowakische Kräfte erfolge, sei aber leider äußerst schlecht, einen deutschen Gastlehrer gebe es hier schon lange nicht mehr. Im Sommer werde auf Initiative des Vereins ein Deutschkurs abgehalten, doch während man sich früher der Anmeldungen nicht erwehren hätte können und sogar Kinder hätte abweisen müssen, sei auch hier das Interesse zurückgegangen.

Ein breiter Graben trennt die Generationen, von der Jugend sei keine Initiative zu erwarten, obwohl die deutsche Sprache für sie doch eine Chance bedeuten könne, meint Bistika und versteht ihre schmale Weltsicht nicht. Aber auch die Alten seien nicht mehr leicht zu motivieren, blieben Festen fern und beteiligten sich kaum am geselligen Leben. Immerhin ein harter Kern von fünf, sechs alten Kameraden versammle sich jeden Sonntag nach dem Kirchgang. „Da wird die Messe noch auf Deutsch gelesen, das heißt, die Lesung ist auf Deutsch, gepredigt wird auf Slowakisch. Unser Pfarrer kann leider Deutsch nur lesen“, erklärt Bistika.

Im Vereinslokal werde dann Kaffee getrunken und Billard gespielt von den „kindischen Knaben“. Für den Gesangsverein, dem er vorsteht, hat Walter Bistika ein Durchschnittsalter von 66 Jahren errechnet. „Der vierstimmige Gesang ist in den letzten Jahren zweistimmig geworden, wir terzen eben ein bisschen herum“, sagt er schmunzelnd. Zwischendurch sucht der Mann nach ein paar mantakischen Begriffen, und es fallen ihm auch welche ein: „Tschüschanrömpel“ bezeichne das Gefäß, das flüstert, also „natürlich Flieder“, der „Herrgottsrüssel“ sei der Marienkäfer und das „Grütztoppachen“ das Maiglöckchen.

Früher hätte es mehr Austausch mit den deutschen Minderheiten im Sudetenland, in Rumänien und in Ungarn gegeben. Das Kulturministerium fördere Minderheiten in der Slowakei indes wenig, zahle kaum, hingegen müsse man Projekte immer wieder neu einreichen. Mit den Ungarnschwaben treffe man sich noch, jedoch seien die kaum noch des Deutschen mächtig, während es aus finanziellen Gründen nicht mehr möglich sei, den Kontakt mit den Siebenbürger Sachsen zu pflegen. Im Sommer finden die Metzenseifner Tage statt, zu denen auch immer weniger Besucher der vor allem nach Deutschland ausgewanderten Familien kämen. „Es ist nichts zu machen“, stellt Bistika lakonisch fest.

Obwohl Untermetzenseifen in absoluten Zahlen die meisten Karpatendeutschen versammelt, reicht es nicht, um dem slowakischen Medzev auf der Ortstafel zu trotzen. „Bei der vorletzten Zählung sind es in Metzenseifen siebzehn Ganze sechs Prozent, 2001 dann nur noch vierzehn Ganze sieben Prozent gewesen“, rechnet Walter Bisitka vor und wiederholt dann einmal mehr wie ein Mantra: „Es ist nichts zu machen.“ Um auf der Ortstafel anzuschreiben, müssten sich mindestens zwanzig Prozent zur deutschen Nationalität bekennen, und so ist Blaufuß, ein kleines Dorf in der Oberzips, gegenwärtig die einzige Gemeinde in der Slowakei, die es noch auf ein deutsches Ortsschild bringt.

Ein großes Problem in Metzenseifen und in der Ostslowakei im Allgemeinen sei die hohe Arbeitslosigkeit. Für die Männer sei es kaum noch möglich, Arbeit zu finden, weshalb sich allein aus seinem Heimatort 160 Frauen als Pflegerinnen in Österreich verdingen müssten, zwei Wochen dort, zwei Wochen daheim – mit 650 Euro könne man die Familie schon durchbringen. Einen weiteren Missstand ortet Bistika im Zuzug und der Vermehrung der Roma. In Metzenseifen gebe es heute nur noch eine „weiße“ Schulklasse, aber drei „Zigeuner-Klassen“, die Geburtenzahlen seien bei den kinderreichen Roma-Familien wesentlich höher. Wo das hinführen werde, könne man bereits in Jasov, dem Nachbarort, der einst mehrheitlich ungarisch war, sehen.

Dort werden die wenigen weißen Kinder heute mit Bussen in andere Dörfer zur Schule gebracht, die Roma sind längst in der Mehrheit. Sie bleiben unter sich, in Plattenbau ruinen, die weder Türen noch Türrahmen haben, sondern nur Löcher, die eher an Zutritte steinzeitlicher Höhlen erinnern, als an Eingänge in eine zeitgemäße Lebenswelt. Das Leben spielt sich ohnedies vor diesen tristen Wohnstätten, im Schatten der prunken, jedoch verfallenden Klosteranlage ab: Männer, Frauen und Scharen von Kindern, für die die vorbeiführende Landstraße längst ein Spielplatz geworden ist, scheinen die Zeit bis zur Dämmerung totzuschlagen, die einen Schleier legen wird über ihre menschenunwürdige Existenz, außerhalb der Gesellschaft, die sie ächtet und diskriminiert.

Im Ortszentrum von Metzenseifen herrscht nun Leben. Herr Böhm grüßt einen Bekannten, den er als Herrn Deutsch vorstellt, als könne dieser nicht sprechen. Das Deutsche gilt hier nachgerade als Fremdsprache: „Er heißt zwar so, aber kann nicht Deutsch“, klärt Herr Böhm auf, der Mann spreche eben nur Mantakisch. Vor dem ursprünglich gotischen Kirchengebäude, dessen Umbau Georg Sorger (1669-1739), ein gebürtiger Metzenseifner, der von Kaiser Karl VI. als Bischof von Siebenbürgen nominiert worden war, förderte, werben heute Leute von Greenpeace um Unterstützung, darunter sogar Amerikaner und Franzosen, weil die kanadische Firma Tournigan Gold in Jahodná, das für einen Laien in Kenntnis der hiesigen Eisarten eher nach „Erdbeerland“ klingt, den Abbau von Uran plant.

Man unterschreibt gerne gegen die Mine, sollen sie doch lieber Erdbeeren pflanzen in Jahodná. Den Hauch von Welt, den die Umweltschützer in diesen abgeschiedenen Winkel bringen, hatte davor jedoch auch einer aus den eigenen Reihen versprüht. Metzenseifen hat einen weltberühmten Schuster hervorgebracht, der in die Welt hinauszog, um George W. Bush in dessen Büro zu besuchen. Nicht dass er ihm die Maße abnahm oder sein Schuhwerk flickte, nein, er begegnete dem mächtigsten Mann der Welt auf Augenhöhe.

Rudolf Schuster, der aus einer karpatendeutschen Familie stammt, war erster Mann seines Landes, nachdem er als studierter Ingenieur eine steile Karriere hingelegt hatte. Nach dem Aufstieg zum Manager der „Ostslowakischen Eisenwerke“, war Schuster in die Politik gewechselt, Primator, also Oberbürgermeister von Košice, dann Botschafter in Kanada und schließlich Präsident geworden, der in Medzev auch Staatsgäste hofierte. Heute komme er kaum mehr in seine Heimatstadt, obwohl er sich hier im elterlichen Anwesen, gleich neben dem „Haus der Begegnung“, nicht ganz uneitel, ein eigenes Privatmuseum mit Bildern aus dem Oval Office und anderen Erinnerungsstücken eingerichtet habe.

„Der krebst lieber irgendwo am Nordpol herum oder hält sich in Kaschau auf, wenn er kommt,

dann um Gästen sein Museum zu zeigen“, bemerkt ein Alteingesessener süffisant. Schuster sei es aber zu verdanken, dass im Dombachtal, wo einst ein wahres Hammerorchester musiziert haben muss, noch ein Werk erhalten werden konnte. Dieses wird gelegentlich zu Schauzwecken in Funktion gesetzt, während jenes an der Hauptstraße, übrigens im Besitz des „Technischen Museums“ von Košice, langsam verfällt.

Der letzte Schmied, Jan Bröstl im Goldseifental, ist ein ernster Mann, und er hat auch allen Grund dazu. Sein Vater, der ihn nach der Wende überredet hatte, bei ihm einzusteigen, ein kleines, wettbewerbsfähiges Schmiedeunternehmen zu versuchen, ist erst vor wenigen Monaten bei einem Arbeitsunfall im Werk ums Leben gekommen. Bröstl erzeugt aus alten Schrauben von Eisenbahnschienen und allerhand anderem Schrott Kunstschmiedeprodukte, etwa Briefbeschwerer oder Kerzenständer. Das Geschäft laufe nicht schlecht, er bekäme viele Aufträge und dürfe sich nicht beklagen.

Gegenüber der „Europäischen Union“, von der er sich Förderungen erhofft hatte, ist er skeptisch: „Das Geld geht nach Pressburg und versickert dort.“ Es ist elf Uhr und der Schmied hat schon um zehn Uhr zu Mittag gegessen, jetzt gibt es gleich Kaffee. Die Arbeit beginne gewöhnlich um sechs Uhr früh, abends um sechs sei Schluss. Sein Sohn gehe ihm in den Ferien zur Hand, doch er wolle lieber Slowakisch sprechen, die Sprache seiner Mutter und seiner Freunde. Aus der Nieder geschlagenheit, mit der er die folgenden Worte spricht, ist die habituelle Schwermut zu erahnen, die die letzten Mantaken beinahe erdrückt: „Mir fehlt es so sehr, dass ich im Alltag nicht mehr Mantakisch rede, wie mit dem Vater.“

Die kulturellen Unterschiede zwischen Metzenseifen und anderen Siedlungen der Karpatendeutschen mögen für den Fremden zwar klein sein, für die Mantaken sind sie von großer Bedeutung. Die Alten haben auch den rhythmischen Klang der Hammerschläge und den Widerhall, den sie wie eine Musik zu empfinden scheinen, noch in den Ohren. Nostalgie befällt sie, wenn sie in dieser trübseligen Welt von früher träumen, wenn sie ein Loblied auf ihre Altvorderen singen, deren Erbe die Zeit nicht überdauern kann.

Die jungen Nachfahren der deutschen Kolonisten wollen die längst in Scherben liegende Hinterlassenschaft der Ahnen nicht mehr verwalten, und so ist es für die alten Mantaken ein gemeinsames Einsiedeln, ein Leben mit den Werten der Vergangenheit in einer dafür nicht mehr geeigneten Zeit. Mantakistan, diese weinende Insel, die auch dem gewöhnlichen Deutschen nicht zu nah sein will, wird wohl bald im Meer seiner eigenen Tränen für immer untergehen.

<http://ornis-press.de/wo-liegt-mantakistan.1100.0.html>